

TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur · Begründet von Heinz Ludwig Arnold · 1/23

237

Juli Zeh



TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur

Begründet von Heinz Ludwig Arnold

Redaktion:

Meike Feßmann, Axel Ruckaberle, Michael Scheffel und Peer Trilcke

Leitung der Redaktion: Claudia Stockinger und Steffen Martus

Am Reinsgraben 3, 37085 Göttingen

Telefon: (0551) 54 76 643

ISSN 0040-5329

ISBN 978-3-96707-790-2

E-ISBN 978-3-96707-791-9

Umschlaggestaltung: Thomas Scheer

Umschlagabbildung: Amin Akhtar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2023
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Satz: Claudia Wild, Konstanz

Druck und Buchbinder: BELTZ Grafische Betriebe GmbH, Am Fliegerhorst 8,
99947 Bad Langensalza

TEXT+KRITIK

Heft 237
JULI ZEH
Januar 2023

Herausgeber: Heinz-Peter Preußner

INHALT

Juli Zeh

Anfänge nicht veröffentlichter und unvollendeter Romane 3

Stephen Brockmann

Eine tragfähige Version des Liberalismus – die zeitgenössische Autorin Juli Zeh 13

Heribert Tommek

Modern-episches Erzählen im Roman »Unterleuten« 23

Heinz-Peter Preußner

Ungeheures, Unerhörtes. Groteske Plot-Twists in Romanen Juli Zehs – und in »Neujahr« insbesondere 32

Sarah Maafß

Ein literaturpolitischer Sisyphos. Juli Zeh und ihre Preise 42

Agnes Mueller

Paratext und Autorschaft. Mein Brief an Juli Zeh 51

Matteo Galli

Juli Zehs brandenburgische Klischees 59

Michael Vauth

»Leere Herzen« – Dystopischer Nihilismus 68

Christina Rossi

Das Juristische im Literarischen. Juli Zeh als »Dichterjuristin« und ihr Roman »Schilf« als »Fall« interdiskursiven Schreibens 76

Michael Töteberg

Transmediale Wucherungen. »Spieltrieb« als Kinofilm, als Mini-Serie im brasilianischen TV und als Theaterstück auf der Bühne 84

Heinz-Peter Preußner/Juli Zeh

Über das Studium der literarischen Praxis und die Poetologie.
Ein Gespräch 93

Auswahlbibliografie 101

Notizen 107

Juli Zeh

Anfänge nicht veröffentlichter und unvollendeter Romane

Zu meiner Schreibpraxis gehört es, viele Texte zu schreiben, die ich irgendwann aufgeben, vor allem Romane. Manchmal sind es nur Anfänge von zwanzig oder fünfzig Seiten; manchmal sind sie zur Hälfte oder zu zwei Dritteln erzählt; und es gibt auch Fälle, in denen der Text eigentlich schon fertig ist, ich mich aber trotzdem dagegen entscheide, ein Buch daraus zu machen. Je länger der letzte Arbeitstag an einem bestimmten Text zurückliegt, desto unwahrscheinlicher wird es, dass ich ihn noch fortentwickle. Das ist das »Survival of the Fittest« in meinem kreativen Prozess. Unten vier Beispiele von Romanen, die es nicht geschafft haben. Die Datierungen sind sehr unpräzise, da es immer um lange Arbeitsphasen geht und ich mich meistens nicht genau erinnern kann, wann ich ein Projekt begonnen und dann wieder fallen gelassen habe.

»Die guten Jäger«, unvollendet, momentan ca. 250 Seiten (um 2017/18)

Alle Häuser im Viertel sind erleuchtet. Wenn nicht die großen Erkerfenster im Erdgeschoss, mit Blick auf Esstische, Kronleuchter und Bücherregale, dann jedenfalls ein paar kleinere im ersten Stock, hinter denen Menschen Zähne putzen, Augenbrauen zupfen oder im Bett sitzen und noch etwas lesen, bevor sie das Licht ausknipsen und sich hinlegen für die Nacht.

In den Vorgärten ist das Gras gemäht, ordentlich, aber auch nicht zu akkurat, mit einer kleinen Verbeugung in Richtung Natur wie bei einem gepflegten Fünf-Tage-Bart. Es gibt mehr Obstbäume als Zierbüsche, aber nicht Apfel, das wäre zu rustikal. Kirsche und Quitte stehen hoch im Kurs, und ich kann mir vorstellen, wie sie sich hier alle ihre selbstgemachten Gelees über die Zäune reichen. Es ist Ende April, die Bäume präsentieren stolz ihr hellgrünes Gewand. An den Kastanien hängen dicke, klebrige Knospen. Während ich an den Zäunen entlanggehe, wehen mich schwere Düfte an, als hätten die Häuser ihre Abendgarderobe mit einem satten Spritzer Parfüm ergänzt. Ansonsten riecht es nach dem Regen, der seit Wochen ständig fällt. Nach feuchtem Asphalt und nach Studienabschlüssen.

Im Vergleich zur Größe der Häuser sind die Gärten klein. Die Häuser stehen alle einzeln, es gibt keine DHHs, wie die Makler sagen. Aber die

Makler sagen ohnehin nicht viel über dieses Viertel, außer, dass es unmöglich ist, hier etwas zu kriegen, es sei denn, man ist bereit, einen Mord zu verüben. Ich gehe langsam, das Viertel ist nicht groß. Ich schreite jede einzelne Straße ab. Ich fange an, die Menschen zu kennen. Familienväter mit grau melierten Schläfen, die die Küche aufräumen. Den Literaturkreis in der großen Gründerzeitvilla, der jeden Mittwochabend mit Weingläsern in Händen auf Korbmöbeln zusammensitzt, während einer aus einem Buch vorliest. Eine alte Frau, die vor einem Regal steht und nachdenklich etwas mustert, das ich nicht erkennen kann. Eine junge, die ein Baby durchs Wohnzimmer trägt, während sich ihre Lippen bewegen, vielleicht singt sie etwas. Eine Katze, die immer auf derselben Fensterbank zwischen zwei Kerzenleuchtern schläft. Ein Mann, der im ersten Stock an einem kleinen Fenster sitzt, eine Lupe wie ein Monokel ins Auge geklemmt; ich wüsste gern, woran er bastelt: Modellschiffe, Uhren, gefälschte Geldscheine oder ein Reichstagspuzzle aus 10 000 Teilen? Niemand hat Gardinen, Gardinen sind spießig, ich mag auch keine, und nicht nur deshalb, weil ich jetzt die bin, die draußen steht. Die Vorhänge dienen Dekorationszwecken, sie sind immer offen, nichts behindert die Sicht, außer fehlender Körpergröße. Ich muss alles sehen. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, manchmal hüpfte ich, im Notfall kletterte ich auch mal auf eine niedrige Gartenmauer. Nur in wenigen Häusern läuft ein Fernseher. Das ist kein TV-Viertel hier. Es ist ein Viertel der Bücher, Gespräche und Klavierstunden. Alle Räume, in die ich schaue, sind ordentlich, auch dann, wenn erkennbar kleine Kinder in den Häusern leben. Das ist eine Ausstellung, ein Museum menschlicher Perfektion. Hier leben Leute, die das Richtige wählen, das Richtige essen, die ihre Kinder richtig erziehen, Menschen mit interessanten Jobs und guten Freunden und ungewöhnlichen Urlaubszielen. Menschen mit zwei Autos, Menschen, die Schallplatten kaufen, die eine Dauerkarte fürs Schwimmbad besitzen oder ein hochmodernes Fahrrad oder wenigstens ein Paar teurer Joggingschuhe. Keine Aquarien, keine Wellensittiche. Dafür überall Katzen. Die Katze ist die Gallionsfigur des Dichterviertels. Trotz aller Gemeinsamkeiten ist jedes Exponat ein Unikum, jedes Haus anders als sein Nachbar, kleiner, größer, mehr Villa oder Würfel, jedes auf seine individuelle Weise perfekt. Das hat Gott gemeint, als er von der Krone der Schöpfung sprach.

Ich schlafe seit drei Wochen bei meiner Schwester Melanie auf der Couch und manchmal in einer kleinen Pension in Bahnhofsnähe, wenn mein Schwager Thomas wieder einmal ausgerastet ist, was ich ihm nicht verdenken kann. Meine Kinder kann ich nicht sehen, es sei denn, ich stelle mich in der großen Pause an den Zaun. Im Labor habe ich mich für sechs Wochen suspendieren lassen, es ging nicht mehr, meine Hände zitterten und warfen die Präparate von den Objektträgern. Meine Mutter ruft häufiger an als sonst, um sich an meiner Niederlage zu erfreuen. Meine Schwester behan-

delt mich, als ob jemand gestorben wäre, und vielleicht ist auch jemand gestorben, nämlich ich. Abends gehe ich möglichst lange spazieren, um Melanie und Thomas ein wenig Beinfreiheit zu gönnen, oder um dem engen Käfig meines Pensionszimmers zu entgehen, je nachdem, wo meine Tasche gerade steht. Ich gehe ins Dichterviertel. Ich laufe sämtliche Straßen ab. Ich habe entschieden, dass ich hier leben werde. Dass ich ein Mensch werde, der hier lebt. So wie die anderen. Ich habe ein Recht darauf. Ich bin mit einem Architekten verheiratet, der gut verdient. Ich habe zwei Söhne, für die ich alles tue. Ich habe mein Leben lang alles richtig gemacht und ich habe keine Ahnung, wofür man mich jetzt bestraft. Die 5-Zimmer-Altbauwohnung, in der Kujo jetzt mit unseren Kindern zusammenlebt, nachdem er mich ausradiert hat, als wäre ich schon immer ein Fehler im Gesamtbild gewesen, diese Wohnung mit alten Dielen und Stuck hat einen Balkon, auf dem selbstgezogene Tomaten stehen. Es ist Kujos Wohnung, aber es sind meine Tomaten. Sie sind eine Eintrittskarte ins Dichterviertel; ich brauche nur noch ein Haus für John, Simon, die Tomaten und mich, denn wir sind nicht schlechter als die Leute hier, wir können genauso gut sein, das verspreche ich dem Viertel, das ich im Dunkeln durchstreune, denn nichts anderes habe ich mein Leben lang gewollt. [...]

»Packhof«, vollendet, aber unveröffentlicht, ca. 550 Seiten (um 2018–2020)

1 Ella

Die Sonne schien, und alle waren da. Die großflächige Wiese des Packhofs war gesprenkelt von kleinen Grüppchen: Jugendlichen, die miteinander plauderten, Hundespaziergängern, Müttern, die das schöne Wetter für ein Nachmittagspicknick mit ihren Kindern nutzten, oder Leuten, die einfach im Gras lagen und in den Himmel schauten oder ein Buch lasen. Bislang war der Sommer ziemlich mies gewesen. Jeder, der konnte, nutzte die Gelegenheit, um ein paar Stunden unter freiem Himmel zu verbringen.

Direkt am Havel-Ufer hatten die Schüler vom Dom-Gymnasium ihren Stammplatz. Ella lag zwischen Josie und Claudia. Alle drei trugen kurze Hosen und hatten sich so ausgestreckt, dass Gesichter und Arme von den Zweigen eines Ahornbaums beschattet wurden, während die Beine ordentlich Sonne abbekamen.

»Nervt schon, dass die jetzt hier rumhängen.«

»Ich versteh auch nicht, was die hier wollen. Die waren doch sonst immer bei den Rampen.«

In zwanzig Metern Entfernung hatte sich eine Gruppe »Gettokinder« niedergelassen. Das waren Leute aus der Plattenbausiedlung, die auf die »Nord« gingen und sich normalerweise am Rand einer Betonfläche trafen,

die mit Halfpipes und Ramps für die BMX-ler bebaut war. Ab und zu ließen sie sich am Packhof sehen, wo sie wie Fremdkörper wirkten.

»Der Zigarettenqualm zieht hier rüber.«

»Sollen wir was sagen?«

»Bringt doch nichts.«

Josie setzte sich auf und wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht herum. Die Gettokinder schenkten ihr keine Beachtung. Dabei sah Josie heute besonders gut aus, ihre langen roten Haare leuchteten in der Sonne, und das grüne, ärmellose Top passte perfekt zu ihrer schlanken Figur.

»Wenigstens haben sie keine Musik dabei.«

Sie *hatten* Musik dabei. Es dauerte nicht lange, bis eine Boombox aus irgendeinem Rucksack zutage gefördert wurde, und bald tönten die ersten Hip-Hop-Klänge herüber, Sido oder Bushido, Ella kannte sich nicht wirklich aus. Eine Mutter mit Kleinkind packte ihre Picknickdecke zusammen und zog an einen ruhigeren Platz um.

»Der Typ da ist doch schon zwanzig.«

Der Typ, den Josie meinte, war nicht besonders groß, aber drahtig; er sah aus wie einer, der bei Bedarf ungeheure Kraft entfalten konnte. Sein Kopf war kahlgeschoren, Arme, Rücken und Unterschenkel von unzähligen Tätowierungen bedeckt. An seiner Seite lag ein American Staffordshire Terrier, dessen Leine er sich um den Fußknöchel geschlungen hatte. Obwohl Ella Tiere, ganz besonders Hunde, über alles liebte, musste sie zugeben, dass dieses Exemplar gefährlich aussah. Die Augen wirkten viel zu klein im breiten Schädel, beim Hecheln bewegte sich die Zunge träge zwischen den kräftigen Eckzähnen, und irgendwie schien das Tier unverwandt zu ihr herüberzusehen.

»Guck mal, die Kleine da zündet ihm die Zigaretten an. Wie eine Sklavin.«

Der Tätowierte war offensichtlich Chef der Gruppe, älter als die anderen und der Einzige mit Hund. Die Gettokinder saßen um ihn herum, hörten zu, wenn er etwas sagte, und lachten, wenn er lachte. Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen mit braunen Spaghettiharen und einem viel zu warmen Armeeparka hing besonders fasziniert an seinen Lippen. Claudia hatte Recht – wenn der Typ eine neue Zigarette aus der Schachtel fingerte, hatte das Mädchen schon ein Feuerzeug in der Hand und wartete darauf, sie ihm anzünden zu dürfen.

»Die sehen echt alle so scheiße aus.«

Mit einem Seufzer ließ sich Ella zurück in die Wiese sinken und breitete ihr langes, haselnussbraunes Haar wie einen Fächer über das Gras. Irgendwie waren Josie und Claudia ihre besten Freundinnen, aber sie redeten manchmal einfach zu viel über andere. Ella wollte lieber in den Himmel schauen, Sonne tanken und nicht daran denken, dass bis morgen eigentlich noch ein Englischaufsatz zu schreiben war. Stattdessen stellte sie sich vor,

dass in zwei Wochen die Ferien anfangen. Sie würde Unmengen Zeit für Mr. Wonderful haben, endlich den Stapel Bücher lesen, der schon seit Weihnachten auf ihrem Nachttisch lag, und dann würden sie noch für zwei Wochen nach Lanzarote fahren, mit der ganzen Familie, wie jedes Jahr.

»Jeder Mann in meiner Stadt versteht es, / Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. / Ein paar aufs Maul, dann hat sich das erledigt, / Denn Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.«

Das Lied, das gerade bei den Gettokindern lief, fand Ella gar nicht so schlecht. Auch wenn sie normalerweise lieber Adele oder Ed Sheeran hörte. Ihr Körper wurde schwer, die Arme schienen mit dem Boden zu verschmelzen. Der Himmel umspannte die ganze Welt. Ella schloss die Augen, ihre Gedanken begannen sich auf angenehme Weise zu vermischen. [...]

*Fragment aus »Mitternacht«, unvollendetes Projekt, ca. 800 Seiten
(um 2000–2008)*

[...] In der Nacht auf den 21. Dezember 1959 fiel kein gewöhnlicher Regen. Die Wasserschleier waren so dicht, dass sich nicht unterscheiden ließ, ob der Regen von oben nach unten oder von unten nach oben fiel: schnell oder langsam oder überhaupt nicht. Er schien einfach reglos vor dem Fenster zu stehen. Obwohl es noch nah war an Mitternacht, und obwohl keine Blitze den Himmel erhellten, trugen die Wolken ein graues Licht in sich. Die Hebamme ließ den schweren Vorhang los, er schwang zurück und schloss sich vor dem Fenster, durch das sie für einen Moment hinausgesehen hatte in das seltsam lautlose, unbewegte Inferno, in dem die Statuen, die sie erschreckt hatten, schemenhaft und steif aufgerichtet in einiger Entfernung rund um den Zierteich verteilt standen und nicht besser zu erkennen waren, als wenn der ganze Schlosspark bis hoch unter die Wolkendecke mit schmutziger, verdünnter Milch angefüllt gewesen wäre. Sie wirkten wie eine Versammlung erstarrter Berater, zu deren Füßen sich die beschnittenen Hecken hinduckten wie Tierwesen ohne Namen, ohne Gattung und Geschlecht.

Der Säugling hatte sich nicht zum Schreien bringen lassen. Kein Laut, kein Wort, kein Wispern war über seine Lippen gekommen, egal was sie mit ihm anstellte. Er hielt den Mund zusammengepresst wie einer, der bereits wusste, was sich lohnt und was nicht. Die Hebamme legte das Gesicht in die Hände und rieb sich die Stirn. Ein stummer Säugling, sagten die Alten, trägt den Teufel in sich.

Obwohl sie klein war, hatte sie den Spiegel hoch anbringen lassen. Wenn sie unmittelbar davor stand, gab er gerade ihren Kopf wieder. Ganz in der Ecke, eine kleine Kugel, auf dem unteren Rand des Goldrahmens balancie-

rend und sonderbar anmutend unter der weiten, spiegelnden Fläche, die sich bis fast unter die Saaldecke dehnte und in der Breite gerade Platz fand an dem Wandstück zwischen den beiden Glastüren, durch die man die Terrasse mit der weiten, zum Park hinunterführenden Steintreppe von den äußersten Enden her betrat. Marianne mochte es, in Spiegel zu schauen, die einen großen Teil des Raumes zeigten, ihn um sich selbst verlängerten weit über die Mauern des Gebäudes hinaus, ohne dabei aber ihr eigenes Bild einzufangen. Wenn sie sich selbst sehen wollte, trat sie, wie jetzt, ganz nah vor die rechte untere Ecke; und da war ihr Gesicht, hinter der Scheibe wie am Grund eines gewaltigen Aquariums, in dem es Holzschnitzereien gab und Kronleuchter, die wegen der Stromkosten immer ausgeschaltet blieben. Marianne hatte keine Angst vor der Übermacht des Raums, auch nicht vor der Winzigkeit des eigenen Gesichts und seiner Einsamkeit. Der Anblick kam der Vorstellung, die sie von sich selber besaß, am nächsten. Der Spiegel zeigte immer das gleiche Bild: Mariannes Kopf im Raum ohne Körper, ob sie angezogen war oder nackt, im Morgenmantel oder Kostüm, ob sie zugenommen hatte oder schlank war. Er zeigte die Schwangerschaft nicht, die sie aufblähte, während sie an eben jener Stelle stand und auf das Einsetzen der Wehen wartete. Immer sah sie hier nur ihren Kopf, klein und rund und bereitliegend wie ein Golfball, der gleich in die Ferne hinausgeschlagen werden sollte. Die ganze Familie und alle Bekannten nannten Marianne nur »die Dame«.

Er war nicht so schön wie das Original, bei Weitem nicht so perfekt, die Haare kürzer, das Kinn durch einen Bart verunreinigt und die Gesichtszüge insgesamt weniger ausgeprägt, als hätte ein Künstler beim zweiten Mal schon keine Lust mehr gehabt, ganz so tief zu meißeln und zu schnitzen, ganz so sorgfältig auszuarbeiten, was ihm beim ersten Mal bis zur Perfektion gelungen war. Er ähnelte seinem Bruder nur wie eine flüchtig angefertigte Kopie dem eigentlichen Gegenstand. Trotzdem konnte die Dame nicht aufhören, ihn anzustarren.

Seine Augen lagen so tief in den Höhlen, als wollten sie verbergen, dass ihnen, obwohl sie vom gleichen dunklen Braun waren, das irritierende, rosskastanienhafte rote Leuchten fehlte, welches dem Blick des Älteren alles Menschliche genommen hatte. Jener hatte meistens zu Boden gesehen, so aufmerksam, als könnte er etwas beobachten, das sich unter der Erde abspielte. Wenn er dann unvermittelt den Kopf hob und der Dame direkt ins Gesicht schaute, erschrak sie immer wieder vor dem Gefühl, dass etwas Fremdes sie anblickte, etwas, das sich die menschliche Hülle mit Haut und Haaren nur übergezogen hatte wie ein Kostüm. Aus den Augen des jüngeren Bruders aber schaute der jüngere Bruder heraus und niemand sonst. Seine Erscheinung war gewöhnlicher und hatte trotzdem alle Köpfe im Saal wie die eines einzigen Wesens umgedreht, als er eingetreten und auf die Dame zugegangen war, so dass sie genau wie damals, wenn sie sich mit dem

Älteren traf, zuerst das Aufsehen bemerkte, das er erregte, und dann ihn selbst. Aus dem nervösen Hin- und Wegschauen der Anwesenden ergab sich eine allgemeine Blickrichtung, anhand derer er sich im größten Gedränge hätte aufspüren lassen.

Einen Moment standen sie fassungslos voreinander, dann umarmten sie sich zur Begrüßung, spontan und heftig. Neben der eigenen Überraschung spürte die Dame auch die seine. Wenig hatten sie aneinander gedacht während der vergangenen vier Jahre und nicht gewusst, dass sie einander vermissen. Die Umarmung dauerte zu lange, wurde zärtlich ohne Grund, er streichelte ihren Rücken und sagte in ihr Ohr, zu dem er sich weit hinunterbeugen musste, dass sie ihm damals geholfen hatte. Sie war angenehm überrascht, obwohl das eigentlich keine Bedeutung besaß, jetzt schon gar nicht mehr. Sie hatte ihm früher, erklärte er, ein Stück weit den älteren Bruder ersetzt. Die Dame antwortete nicht, dass auch er, als halbes Kind, ihr diesen Mann ersetzt hatte, der sein Bruder war, weil sie wusste, dass es ihn gekränkt hätte. Sie freute sich, ihn zu sehen. In diesem Moment war er wie ein Gegenstand, dessen Verlust bereits verschmerzt ist, und der deshalb, wenn er unerwartet wieder auftaucht, ein Geschenk des Zufalls darstellt, das von Neuem zu besitzen größere Bedeutung hat als der erstmalige Erwerb. Damit er sie losließ, fragte sie nach seiner Familie, wie es, zum Beispiel, dem Vater gehe. [...]

»Wolfenstein«, unvollendeter E-Mail-Roman, ca. 20 Seiten (um 2009)

Lilo an RoMa:

Es ist heiß. Grübele über »Größen des modernen Theaters«. Stoße auf kühl konzipierte Website. Danke! Lilo.

RoMa an Lilo:

Danke auch. Kühle Komplimente erfrischen an heißen Tagen.;-) Roland Marsala.

Lilo an RoMa:

Hören Sie. Hitze vorbei, rasselnder Regen über der Republik. Das bringt frische Frechheit: Kennen Sie diese Frau? Magistere noch immer über Theatergrößen. Tue alles für Trampelpfadinformationen. Formuliere Frage: Sind Sie Franziska von Wolfenstein begegnet? Ja oder nein. Lilo.

RoMa an Lilo:

Liebe Lilo. Begegnet, ja. Franziska und ich sind verheiratet. MfG, Roland Marsala.

Lilo an RoMa:

Drei Tage ins Land gegangen, Schock verwunden. Verheiratet!! So, so. Niederste Neugier, ununterbrochen Ungehörigkeit: Meinen Sie, ich kann Ihrer Frau mal mailen? Lilo.